Schulfrei, schade

Ohne seinen alten Grundschullehrer, glaubt MANUEL STARK, wäre sein Leben anders verlaufen. Im größten Gebrüll lehrte Heinrich Zweyer den Respekt vor den Stillen. Was macht so ein Lehrer ohne seine Kinder? Ein Besuch am letzten Arbeitstag

Er öffnet die Tür und sagt: »Mir ist schon schlecht vor Angst.« Sein Gesicht kenne ich gut: Durch weiche blaue Augen mustert er mich flüchtig, er trägt noch immer seine runde Brille, graues Haar legt sich wie ein Kranz um den Kopf – nur die Falten haben sich tiefer gegraben. Den Mann vor mir lernte ich vor 18 Jahren kennen, damals kam ich in die dritte Klasse. Er war mein Grundschullehrer. Es ist ein Tag Ende Juli, sieben Uhr früh, sein letzter Arbeitstag. In wenigen Wochen wird er 65.

Heinrich Zweyer hat 34 Jahre lang in Marktzeuln unterrichtet, einem Dorf in Oberfranken mit etwa 1500 Einwohnern. »Was bleibt von einem Lehrer, ohne seine Kinder?«, schrieb er mir vor einiger Zeit per WhatsApp. Ich habe seit der Grundschule mit ihm Kontakt gehalten, mich immer wieder mit ihm getroffen. Ohne diesen Mann wäre mein Leben anders verlaufen, Texte wie diesen hätte ich ohne ihn wohl nie geschrieben.

Als ich noch zur Schule ging, war Herr Zweyer der Lehrer, der immer länger blieb – weil jemand Fragen hatte oder Redebedarf. Wie viele Mittagspausen er für seine Schüler opferte? Schon meinetwegen waren es viele. Schulschluss gab es für ihn nicht, zu Hause werkelte er weiter an Modellen, mit denen er Wasserdruck und Windkraft erklären wollte. Wenn es bei einem Schüler nicht lief, schrieb er den Eltern und bat um ein Gespräch: Was gibt es für Probleme, auch daheim? Und wie kriegen wir das wieder hin?

Es gibt Lehrer, die begeistern sich für ihr Fach, nicht für Kinder. Andere stellen Regeln auf und ahnden Verstöße mit Nachsitzen oder Strafarbeit. Herr Zweyer war anders. Er nahm Ideen ernst, dachte über Einwände nach. Er glaubte nie, es als Erwachsener sowieso besser zu wissen.

2013 fragte das Allensbach-Institut 536 Lehrer, wie viel Einfluss auf ihre Schüler sie zu haben glauben. Fast die Hälfte gab an: wenig oder keinen. Meine Erfahrung widerspricht ihrem Selbsturteil: In der dritten Klasse beobachtete ich immer wieder, wie ältere Schüler aus dem Gymnasium und der Realschule unsere Klasse besuchten. Sie nahmen meinen Lehrer in den Arm, nach dem Unterricht redeten sie mit ihm über Schule und Noten, Streit mit den Eltern und erste Probleme in der Liebe.

Heute, an seinem letzten Arbeitstag, hole ich ihn zu Hause ab. Auf der Rückseite des Einfamilienhauses versteckt sich ein Garten mit zwei kleinen Teichen und einer Sitzgruppe, die Zweyer selbst aus einer alten Fichte gesägt hat. Im Wohnzimmer flüchtet eine Katze vor mir hinter die Ledercouch, Gitarren liegen auf dem Polster. »In das schicke Zeug muss ich heute noch früh genug«, sagt mein alter Lehrer, später wird er offiziell verabschiedet. Er greift sich eine Anzugjacke, zieht sie nicht an und steigt ins Auto, wie ich ihn kenne: in Pulli und ausgewaschener Jeans.

In der Schule schafft er keine fünf Schritte, da kommt ein Mädchen auf ihn zugerannt, dritte Klasse. Sie hat sich eine Blase gelaufen. Ein Junge fragt Zweyer, ob er tragen helfen darf. Ein anderer ruft: »Herr Zweyer, haben Sie kurz Zeit?« Zweyer hebt beide Hände, als ergebe er sich.

Im Lehrerzimmer schließt er hinter sich die Tür: »In der Schule werde ich umschwirrt von meinen Kindern. Zu Hause empfängt mich gerade mal meine Katze.« Er sagt »meine Kinder«, wenn er von seinen Schülern spricht. Dabei hat er einen Sohn, der im selben Haus lebt wie er. Andreas ist 37, verheiratet und arbeitet als Tontechniker in Bamberg. Manchmal besucht er seinen Vater für einen Plausch, intensiven Kontakt haben die beiden nicht. Nach der Scheidung seiner Eltern zog Andreas zur Mutter, später suchte er die Nähe des Vaters. Der aber hatte eine neue Freundin und konzentrierte sich so auf deren Kinder, dass er den Wunsch nach Annäherung nicht bemerkte. »Das bereue ich«, sagt mein alter Lehrer: »nicht viel mehr auf meinen Sohn geachtet zu haben.«

Zweyer lebt mittlerweile allein, lange ist die letzte Beziehung noch nicht her. Nach dem Wirbel der Schule kommt er nach Hause, und es ist still. Vielleicht ist seine Angst vor der Pension auch: dass er die Stille nicht mehr verlässt.

Heinrich Zweyer betritt das Klassenzimmer mit dem ersten Gong, seine allerletzte Stunde. Deutsch-Unterricht steht auf dem Plan, aber er will diese Stunde frei gestalten – mit Musik. »Ruhe!«, ruft ein Junge, »Ruhe!«, stimmt ein Mädchen ein. Tatsächlich werden alle still. Bei Zweyer gibt es nur eine Regel: Wenn jemand redet, hören die anderen zu. »Schüler glauben an das Recht des Lauteren. Sie sollen lernen, den Stillen zuzuhören.«

Zweyer setzt sich neben das Klavier an seinem Lehrerpult, sein liebster Platz im Raum, auch damals schon. 23 Kinder singen, acht Jungs, 15 Mädchen, etwa die Hälfte braucht weder Text noch Noten – *Ich wollte nie erwachsen sein,* das *Tabaluga*-Lied von Peter Maffay.

Mein erstes Diktat in der Grundschule umfasste 54 Wörter, ich machte 57 Fehler. Noch heute necken mich Familie und Freunde mit dem Ergebnis. Mit dem Zettel voll roter Bemerkungen ging ich damals zu Herrn Zweyer. »Aber ich will doch Schriftsteller werden.« Geschichten haben mich damals begeistert. Heute glaube ich: Sie bedeuteten für mich die Flucht aus der Enge meiner ländlichen Heimat mit den vielen Regeln und Erwartungen. Nachmittags auf der Fensterbank stahl ich mich gedanklich in andere Welten. Dieses Schlupfloch wollte ich auch anderen zeigen.

In meiner Erinnerung drückte Zweyer nach dem Diktat meine Schulter: »Ach, Manuel, ich glaube ganz fest, dass du das schaffst. Geistig fit bist du, und an der Rechtschreibung arbeiten wir gemeinsam. Einverstanden?« Ich glaubte ihm. Und Zweyer setzte sich ans Klavier und spielte *Tabaluga* – »irgendwo tief in mir bin ich ein Kind geblieben«.

Später erklärte er mir: Als Kind besitze man etwas Wertvolles. Den Glauben daran, scheinbar Unmögliches möglich zu machen. Wenn man sich bemüht. Ich fing an, die letzten Seiten meiner Aufgabenhefte mit Wörtern vollzuschreiben, die ich nicht beherrschte, die schwierigsten bekamen eine ganze Seite. Viele Wörter lernte ich durch ständiges Wiederholen. Bei einigen half das nichts. Schrieb ich »nämlich«, zwängte sich immer ein h vor das m, egal wie viele Seiten ich schrieb. Zweyer empfahl mir Eselsbrücken: »Wer nämlich mit h schreibt, ist dämlich.« Den Satz merkte ich mir genauso leicht wie die Liebe: Weich und gefühlvoll, werde sie mit b und nicht mit p ausgedrückt.

Im Klassenzimmer ermahnt Zweyer jetzt zwei Jungs, die ihre Ferienpläne besprechen. Sie flüstern weiter. Er sieht einen der beiden an: »Es tut mir leid, jetzt kriegst du am letzten Tag noch eine Strafarbeit.«

»Neeiiiiinnnn!«

»Stell dir vor, jeder würde reinquatschen. Wie wäre das?«

»Blöd. Okay, ich bin still.«

»Na gut, letzte Warnung.«

Der Junge boxt seiner Sitznachbarin auf die Schulter. »Das reicht! Strafarbeit muss jetzt sein«, ruft Zweyer. Der Junge verschränkt die Arme, »Wieso immer ich?«, fragt er. »Ich mache das nicht, um dich zu bestrafen«, antwortet Zweyer, »sondern damit die anderen sehen, dass sie beschützt werden.« Der Junge erwidert nichts.

Zweyer sagt, er müsse sich kurz um etwas kümmern, und verlässt den Raum. Ich frage: Wie ist es, wenn Herr Zweyer aufhört? »Scheiiiiiße«, heult die Klasse einstimmig, als hätte sie die Antwort geübt.

Als Kind wollte Zweyer Teil der Bamberger Symphoniker werden, dann studierte er Lehramt und wählte Kunst statt Musik, »aus Angst«, wie er heute sagt, »dass jede Prüfung mir ein wenig Freude nimmt. Lernen soll Spaß machen.« Einmal lud er Geflügelzüchter zum Naturkunde-Unterricht ein und stellte einen Brutkasten im Klassenzimmer auf. Als Kollegen ihn fragten, weshalb er das tue, antwortete er: »Wer einmal beobachtet, wie ein winziger Schnabel durch die Schale bricht, dem muss ich keinen Respekt mehr für das Leben beibringen.«

Von Superschülern hält er wenig, von Noten noch weniger. Jede Art von Vergleich bezeichnet er als »Anfang vom Ende«. Ich war eines dieser Kinder, die so lange »Warum?« fragten, bis das Gegenüber aufgab. Zweyer hat selten aufgegeben. Als ich in der vierten Klasse wissen wollte, woher Wasser kommt und wieso es nicht weniger wird, obwohl es so viele trinken, sprang er vom Mathe-Unterricht in die Heimat- und Sachkunde, ließ die Arbeitshefte wechseln und malte Skizzen an die Tafel. Den Kreislauf des Regens. Ähnliche Bilder sah ich das nächste Mal in der sechsten Klasse – Erdkunde-Unterricht. Der Inhalt ähnelte sich, nur die Wörter waren komplizierter.

John Hattie, einer der einflussreichsten Bildungsforscher, sagt: Der Lehrer bestimmt, was Schüler lernen. Andere Einflüsse sind zweitrangig bis irrelevant. Ein Lehrer müsse den Einzelnen wahrnehmen und rasch entscheiden, wann er streng reagiert und wann mit Humor.

In Hatties Thesen erkenne ich den Lehrer meiner Kindheit, der mit Liedern einsprang, wenn wir Schüler überfordert waren von Englisch oder Mathe, und der nur laut wurde, wenn man auch nach der dritten Ermahnung noch quatschte. Er sprach schnell und sprang zu Metaphern, wenn es half. Heinrich Zweyer war ein Gedankentänzer.

Heute stolpern seine Sätze manchmal. Als ich den Bürgermeister des Orts fragte, was er über Zweyer denke, antwortete er: Ein großer Lehrer, aber er hat sich jetzt Ruhe verdient. Zweyer verliert schneller die Geduld als früher, wird laut, ist am Ende eines Tages erschöpft.

Vor vier Jahren kaufte er ein Wohnmobil, mit dem er seitdem zur Schule fährt. »Damit ich länger durchhalte bis zur Rente«, hat er mir erklärt. »Ständig alles bedenken, richtig reagieren, konzentriert bleiben – ohne einen Mittagsschlaf schaffe ich das nicht mehr.«

Pausengong. Wir bleiben zu zweit zurück. »Ich hab schon Angst«, sagt Zweyer. »Bin ich meinen Kindern gerecht geworden?«

So war er schon immer. Einer meiner alten Klassenkameraden begann als Erwachsener mit Drogen zu handeln, mehrfach prügelte er betrunken auf Fremde ein. Irgendwann musste er ins Gefängnis. Zweyer hatte da schon seit zehn Jahren nichts mehr von ihm gehört. Trotzdem fragte er mich: »Hätte ich damals etwas anders machen können?«

Heute hat er für seine Viertklässler Abschiedskarten vorbereitet, blaue Pappe, bedruckt mit unterschiedlichen Blüten, für die unterschiedlichen Charaktere seiner Schüler – Sportskanonen, Mathe-Cracks, Schüchtern-Schlaue. Darunter: »Ich wünsche dir Menschen, die dich schätzen, wie du bist.«

Ich frage ihn: Welcher Typ war ich? Er sagt: »Der Träumer.«

Meine Eltern waren besorgt um mich als Kind: Beim Fußball beobachtete ich lieber, statt mitzumachen. Ich fühlte mich wohl am Rande des Geschehens. Wer aber immer nur dabeisteht, wird nie wirklich Teil von etwas. Als Kind begriff ich das nicht. Ich spürte nur die Auswirkungen: Zu Geburtstagen wurde ich meist nicht eingeladen, in der Pause fragte mich kaum jemand, ob ich mitspielen wolle, und im Unterricht blieb der Platz neben mir leer. Zweyer bemerkte das – und bat mich zu sich. Er fragte nach Hobbys. Ich erzählte ihm, dass ich fleischfressende Pflanzen züchte. Eine Stunde später verkündete er vor der Klasse: »Wir werden uns Mücken fressende Pflanzen anschaffen. Und Manuel wird der Beauftragte!«

Meine Mitschüler begeisterten sich für den Sonnentau, mit seinen Tropfen aus violettem Klebstoff, und die Venusfliegenfalle, deren Mäuler sich wie Fangzähne um ihre Beute schließen. Sie fragten mich, welche Erde man brauche und wie man sie züchten könne. Zweyer hatte mir eine Position im Mittelpunkt geschaffen, ohne dass ich es war, der im Fokus stand. In den Pausen war ich nur noch selten allein.

Zweyer streift das mitgebrachte Jackett über, um zehn beginnt die Abschiedsfeier. Alle sind da. Eltern, neuer und alter Pfarrer, Gemeinderat, Bürgermeister, etwa 100 Menschen.

Zweyer spricht in seiner Abschiedsrede zehn Minuten lang über Kollegen, Eltern und »seine Kinder«, nur einmal spricht er von sich: »Es soll heute nicht nur um mich gehen«, sagt er, »Schule ist Teamarbeit.« Während er redet, betreten mehr als 20 Ehemalige den Raum, die jüngsten sind Fünft-, die ältesten Neuntklässler. Mein alter Lehrer grinst, schluckt. Da kommen noch mal ein Dutzend Jugendliche durch die Tür. Als ich mich umdrehe, sehe ich, dass der Altbürgermeister sein Gesicht mit einem Taschentuch verdeckt, seine Frau streichelt ihm über den Rücken.

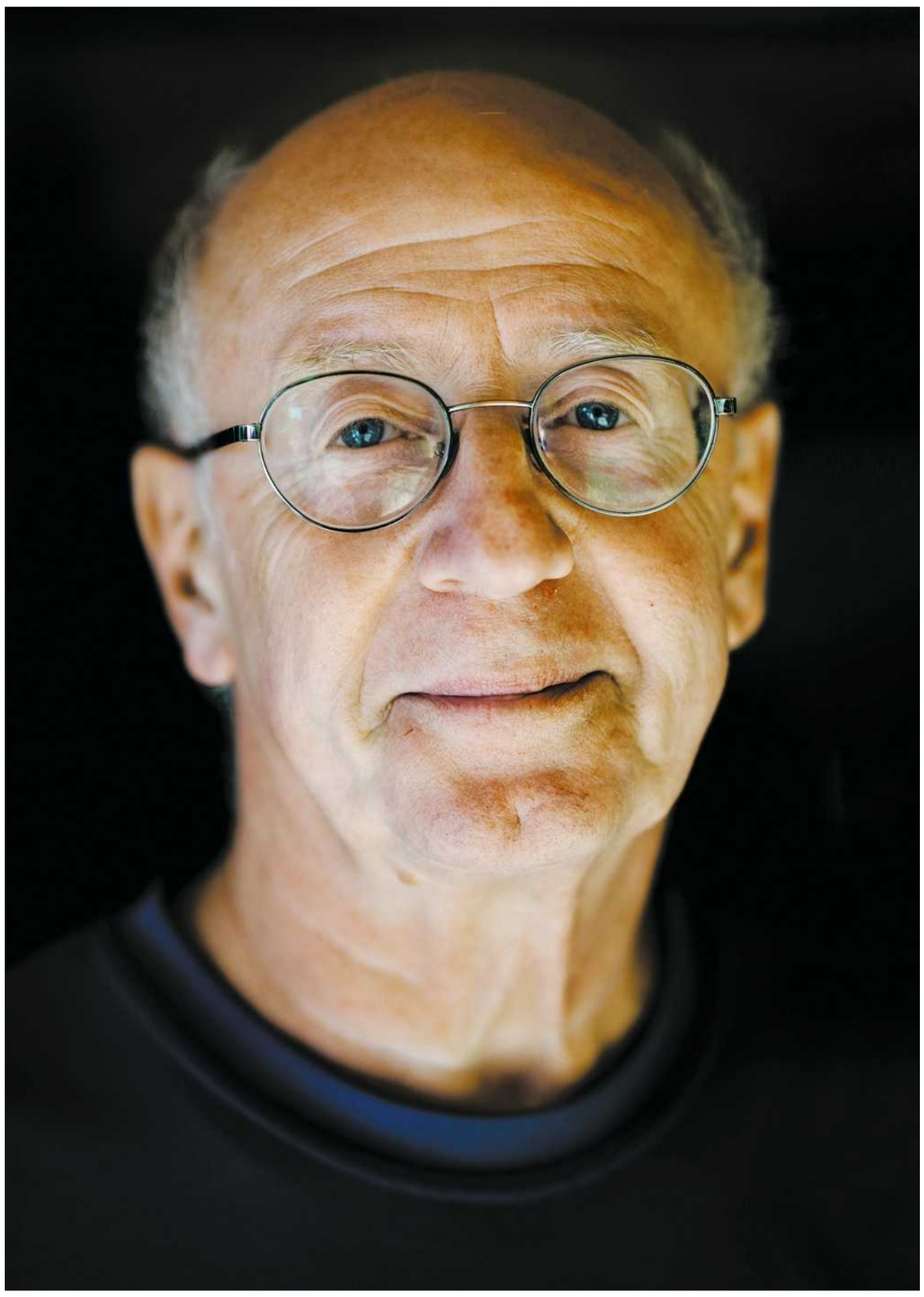
Wie ist es, dass jetzt alles vorbei ist, frage ich, als wir wieder zu zweit sind und ins Wohnmobil steigen. Zweyer schüttelt nur den Kopf. Wir fahren wenige Meter, da stürmen zwei Jungs auf die Straße. Einer von ihnen ist der Störer von heute Morgen, der mit der Strafarbeit. Neben der Straße liegen Steinchen. Bitte nicht, denke ich. Da klopft jemand rechts neben mir ans Fenster. Die Mutter von einem der Jungs. »Vielen Dank für alles«, sagt sie, »und bitte auf bald.«

Die Jungs haben uns aufgehalten, damit die Mutter sich bedanken kann. Jetzt geben sie den Weg frei und winken. Wir fahren weiter. Erst auf der Autobahn spricht Zweyer wieder: »Ich habe gar nicht das Gefühl, diese Strecke zum letzten Mal als Lehrer zu fahren.« Zehn Minuten später wischt er sich eine Träne aus dem linken Auge.

Zu Hause wartet ein Freund auf ihn. »Damit ich nicht in ein Loch falle«, sagt er.

Wie wird er seinen Alltag strukturieren, ohne Pausengong? Was wird ihn morgens aus dem Bett locken, wenn niemand wartet? Wir verabschieden uns mit einer Umarmung. Ich verspreche, ihn am Ende der Ferien zu besuchen.

Er verschiebt unser Treffen um eine Woche. Dafür schickt er mir Bilder aus Kroatien, sein Wohnmobil sei ja nicht nur für Mittagsschläfchen gut. »Die Welt sehen, Freunde besuchen. Man muss ja etwas tun mit so viel Freiheit«, sagt er, als wir uns Anfang September sehen. Und im Alltag? »So ganz zurecht komme ich noch nicht. An manchen Tagen ist es schlimm, da helfen die Donnerstage.« Er hat einen Kinderchor gegründet, seit Ende der Sommerferien üben sie immer donnerstags. Angemeldet haben sich fast alle seiner Schüler.



Fotos: Manuel Stark für DIE ZEIT

Wie ist es, wenn Herr Zweyer aufhört? – »Scheiiiiiße«, heult die Klasse

Ich war eines dieser Kinder, die so lange »Warum?« fragten, bis das Gegenüber aufgab. Zweyer hat selten aufgegeben